

# Zum Geleit

## Liebe Freunde unseres Hauses Königstein!

In diesem Jahr ist es bereits zehn Jahre her, dass wir den Sitz und die Bibliothek unseres Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien von Königstein im Taunus nach Geiß-Nidda in die Wetterau verlegen mussten und unser *Haus Königstein* am 1. Dezember 2007 von Pfarrer Sievers eingeweiht wurde.

Seitdem konnten wir vier Mal im Jahr die Hefte *Mitteilungen Haus Königstein* herausgeben, insgesamt 1280 Seiten mit Informationen über Geschichte und Kultur unserer alten Heimat. Erst vor wenigen Tagen haben mir verschiedene Mitglieder der Bundesversammlung der *Sudetendeutschen Landsmannschaft* auf dem Heiligenhof in Bad Kissingen wieder einmal für die Beiträge gedankt, aus denen sie immer wieder Neues und Interessantes über ihre Heimat oder die Heimat ihrer Eltern und Großeltern erfahren.

Das ist für uns Ansporn, auf unserem Weg weiterzugehen und noch mehr über Kirche und Geistesgeschichte Böhmens, Mährens und Schlesiens und über bedeutende Persönlichkeiten der böhmischen Länder und der alten Donaumonarchie zu berichten. Wir werden auch bereits im Heft 4-2017 Termine und Programme unserer Wallfahrten und Studienreisen für das kommende Jahr 2018 vorstellen und die Themen unserer Gespräche bei den Tagen der offenen Tür für 2018 im *Haus Königstein* bekanntgeben.

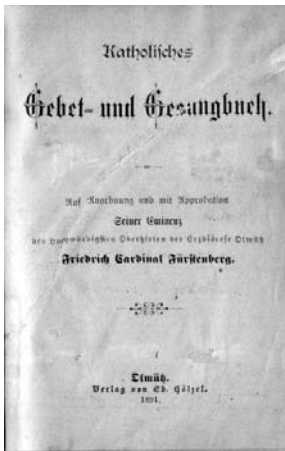
In diesem Sinne grüße ich Sie alle herzlich, danke Ihnen im Namen unserer Mitarbeiter und freue mich über Ihre Zuschriften und viele interessante Gespräche bei Ihren Besuchen.

Ihr



Rudolf Grulich

**Bitte beachten Sie unser Bücherangebot auf Seite 32!**



## Vor 125 Jahren starb Friedrich Kardinal Fürstenberg, Erzbischof von Olmütz

**D**er 1813 in Wien geborene Sohn des Landgrafen Friedrich Karl von Fürstenberg stammte aus einem alten Geschlecht, das in Baden und Böhmen ansässig war. Schon mit neunzehn Jahren erhielt Friedrich eine Domherrenstelle in Olmütz und wurde dort bald auch Kapitularherr. Er wurde 1836 zum Priester geweiht und begann sein seelsorgerliches

Wirken als Kaplan an der Michaelskirche in Olmütz, später war er in Kreamsier in der Seelsorge tätig. Am 6. Juni 1853 wurde er vom Domkapitel zum Fürst-Erzbischof gewählt, von Papst Pius IX. bestätigt und am 4. September geweiht.

Er ließ den Olmützer Wenzels-Dom im neugotischen Stil umbauen und zum Teil auf eigene Kosten verschiedene Kirchen in seinem Erzbistum neu errichten und zahlreiche andere restaurieren. Für die große Basilika in Velehrad, wo er 1863 das Millennium der Ankunft der Slawenapostel Cyrill und Method feiern ließ, stiftete er den neuen Hauptaltar aus Marmor, den Carl Johann Steinhäuser schuf. In Kreamsier gründete er ein Knabenseminar und in Olmütz eine Lehrerinnenbildungsanstalt. Aus seinen eigenen Mitteln erweiterte er die große erzbischöfliche Bibliothek im Schloss in Kreamsier. Durch seine Bemühungen wurde 1859 Johannes Sarkander, der im Dreißigjährigen Krieg in Olmütz zu Tode gefoltert worden war, seliggesprochen. Anlässlich der 1000-Jahrfeier der Ankunft der Slawenapostel Cyrill und Method erreichte er, dass ihr Fest am 5. Juli gefeiert wurde. Die Kirche Tschechiens hält an diesem Datum fest, obwohl nach dem Zweiten Vatikanum das Gedenken an Cyrill und Method auf den 15. Februar verlegt wurde. Ebenso feierlich wurden von Erzbischof Fürstenberg die 1000-Jahrfeiern des Todes des hl. Cyrill 1869 und des hl. Method 1885 begangen. Für die Gläubigen seiner Erzdiözese gab er ein neues Gesangbuch in deutscher und tschechischer Sprache heraus.

Papst Leo XIII. erhob Erzbischof Fürstenberg 1879 zum Kardinal, der in seinem Testament als Erben „nur die Armen aus Mähren“ einsetzte. Er starb 1892 auf dem Schloss Hochwald.

Diese große Persönlichkeit lässt einen Blick auf die Familie des Fürstengeschlechts der Fürstenbergs und ihre Bedeutung für die böhmischen Länder werfen.

In der Waldsteingasse in Prag gibt es das Palais Fürstenberg (Hausnummer 8/153) und das Kleine Fürstenberg-Palais (Hausnummer 12-12a/155). Das Palais erwarb Fürst Karl Egon von Fürstenberg, dessen Geschlecht im Heiligen Römischen Reich bis zu dessen Ende reichsunmittelbar war, im Jahre 1822, nachdem seine Vorfahren aus Baden bereits lange andere Besitzungen in Böhmen hatten. Hugo Rokyta, dessen Führer über europäische Verknüpfungen im kulturellen Leben der böhmischen Länder zu den anspruchsvollsten Büchern über Prag, Böhmen und Mähren-Schlesien gehört, schreibt vom Palast, in dem heute die polnische Botschaft ihren Sitz hat: „Vom Palais steigt terrassenartig der anmutigste Barockgarten Prags und Böhmens aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Treppen und Balustraden, Balkonen und Glorietten zum Hradschin auf.“ Fürst Karl Egon hatte seine Sammlungen und seine Bibliothek aus seinen anderen Besitzungen in Böhmen hierher bringen lassen „und nahm am Geistesleben der Hauptstadt des Landes und an deren kulturellen Einrichtungen lebhaften Anteil.“ Im Kleinen Palais Fürstenberg wohnte einer der bekanntesten Bewohner, der heute vergessene Prager Dichter Karl Egon Ebert, der in Donaueschingen die Bibliothek des Fürsten betreute und der auch Resident des fürstenbergischen Besitzes in Böhmen war. Er war mit dem Fürstenberg-Geschlecht eng verbunden, denn schon sein Vater war Hofrat des Fürstlich Fürstenbergischen Hauses und der Sohn, der am 5. Juni 1801 in Prag geboren wurde, erhielt als Taufname den Namen seines Taufpaten, des Fürsten Karl Egon I.

Der Name Karl Egon war in der Fürstenfamilie für den ältesten Sohn erblich. Mitglieder der Familie, deren Oberhäupter bis 1803 souveräne Fürsten waren, hatten schon seit dem 17. und 18. Jahrhundert Besitzungen in Böhmen. Manche Fürstenbergs sind in Prag geboren wie Wratislaus I., auch der Ältere genannt, der 1584 das Licht der Welt in Prag erblickt hatte und 1631 in Wien starb. Er war Offizier in spanischen und österreichischen Diensten, denn damals gab es noch die spanische Linie der Habsburger. Nach seiner Ausbildung in Prag kämpfte er mit den spanischen Truppen gegen die Aufrührer in den Niederlanden und diente am Hof in Madrid. In kaiserlichen Diensten warb er Soldaten für den Krieg von Kaiser Matthias gegen die aufständischen Böhmen und hatte als Diplomat des Kaisers erreicht, dass Frankreich zu Beginn des Dreißigjährigen Kriegs noch neutral blieb. Dafür erhielt er die Herrschaft Kornhaus in Böhmen. 1733 kam das Schloss Lana in den Besitz der Fürstenbergs, 1743 auch die Burg Pürglitz, heute nur noch unter dem tschechischen Namen Křivoklat bekannt. Lana mit seinem großen Schlosspark aus dem 18. Jahrhundert wurde 1921 an den neuen tschechoslowakischen Staat verkauft und wurde der Sommersitz des ersten Staatspräsidenten Thomáš

Garrigue Masaryk, der den von ihm ernannten Burgarchitekten Jože Plečnik beauftragte, den Hradschin und Lana neu zu gestalten. Im Jahre 1929 erwarb die Tschechoslowakische Republik auch Pürglitz, dessen Inventar im Gegensatz zu Lana für die Öffentlichkeit zugänglich ist, während Schloss Lana von der Burgwache des Hradschin bewacht wird.

Die enge Verbindung der Fürstenbergs zu Böhmen zeigen auch andere Angehörige der fürstlichen Familie. So ist auch Karl Aloys zu Fürstenberg 1760 in Prag geboren, ein Sohn von Fürst Karl Egon I., aus der böhmischen Linie der Fürstenbergs zu Pürglitz. Als junger Offizier kämpfte er schon 1778/79 im Bayerischen Erbfolgekrieg, dann im letzten Türkenkrieg der Habsburger 1787 bis 1791, wo er von Kaiser Joseph II., dem Sohn Maria Theresias, wegen seiner Tapferkeit bei der Erstürmung von Schabatz und Belgrad ausgezeichnet wurde. Bereits 1790 wurde er Generalmajor. Im Ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich sicherte er das Gebiet am Rhein zwischen Kehl und Rastatt und stand später im Schlachtgetümmel der Schlacht bei Neresheim. Im Zweiten Koalitionskrieg 1799 fiel er am 25. März bei Liptingen. Er wurde zunächst am Friedhof in Stockach bestattet. Am 50. Jahrestag seines Todes wurde er in die Familiengruft nach Donaueschingen überführt.

Auch Fürst Karl Egon II. ist 1796 in Prag geboren. Er starb 1854 in Ischl und war der Fürst, unter dem der Dichter Ebert die fürstliche Hofbibliothek in Donaueschingen betreute. Er war der einzige Sohn von Fürst Aloys. Bald nach dessen Tod verstarben auch sein junger Vetter, der Stammhalter der böhmischen Linie der Fürstenbergs zu Pürglitz und auch sein Onkel Karl Joachim aus der schwäbischen Linie. Als Kind war Karl Egon II. der letzte reichsunmittelbare Fürst zu Fürstenberg, stand aber unter Vormundschaft, die seine Mutter und ein Onkel aus der mährischen Linie, der Landgraf Joachim Egon ausübten. Der junge Fürst war zwar Erbe fast aller Besitzungen, aber nicht mehr Souverän, denn 1806 waren Baden und Württemberg mit Bayern und anderen Staaten aus dem Heiligen Römischen Reich ausgetreten und dafür von Napoleon belohnt worden, auch auf Kosten und zu Lasten des Hauses Fürstenberg, dem es mit dem Fürsten nicht gelang, die Mediatisierung ihrer Länder aufzuheben. Wegen seiner verbliebenen Güter war aber Karl Egon II. als Standesherr automatisch Mitglied der Ständeversammlungen in Baden, in Württemberg und seit 1850 im Preußischen Herrenhaus. In der badischen Ständeversammlung und in der Ersten Kammer der württembergischen Landesstände war der Fürst mehrmals Vizepräsident. Als Mäzen förderte er Musik und Theater und holte als Hofkapellmeister Johann Wenzel Kaliwoda nach Donaueschingen, desgleichen den Dichter Karl Egon Ebert.

*Rudolf Grulich*

# Die Heimat meiner Eltern

Wolfgang Ipolt, Bischof von Görlitz



**E**s ist nicht bedeutungslos, woher die eigenen Eltern stammen. Ich selber bin neun Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der damaligen DDR geboren. Meine Eltern stammen beide aus dem Sudetenland bzw. aus den deutschsprachigen Gebieten des sogenannten Protektorats Böhmen und Mähren, also den Gebieten der früheren Tschechoslowakei, die Hitler völkerrechtswidrig annektiert hatte.

Mein Vater in Brünn (Brno) im Jahre 1927 geboren, wuchs zunächst in Prag auf. Meine Mutter kam 1931 in Neubistritz in Südböhmen (Kreis Neuhaus – heute Jindřichův Hradec) unmittelbar an der österreichischen Grenze zur Welt. In denselben Ort kam in seiner späteren Kindheit auch mein Vater und blieb dort, bis er kurz vor dem Ende des Krieges mit 18 Jahren noch zum Militär eingezogen wurde. Wahrscheinlich sind sich beide damals als Kinder und Jugendliche einmal begegnet; das ist aber nicht sicher.

Nach dem Ende des Krieges im Mai 1945 begann die Vertreibung der deutschen Bevölkerung. Zunächst jedoch mussten die dort wohnenden Deutschen noch für die tschechischen Bauern als Erntehelfer des Jahres 1945 arbeiten und konnten darum noch einige Zeit bleiben.

Im Jahre 1946 wurde dann die Vertreibung aus dem Raum durchgeführt, aus dem meine Eltern stammten. Im Oktober 1946 kam zunächst meine Mutter in Gotha in Thüringen an, mein Vater folgte später nach seiner Lehre ebenfalls nach Gotha. In dem Zug, der damals aus Südböhmen unterwegs war, saßen mehrere Geschwister und Verwandte meiner Eltern. An der Stelle, an der der Zug in Deutschland einfuhr (es muss in der Nähe von Bad Brambach gewesen sein) wurde der Zug plötzlich geteilt. Ein Teil fuhr in die von den westlichen Alliierten besetzten Zonen, der Teil des Zuges, in dem meine Eltern saßen, blieb in der sowjetisch besetzten Zone. Damit war die Trennung eines Teils unserer Verwandtschaft faktisch besiegelt. Sie sollte bis zum Fall der Mauer andauern.

In Gotha waren in dieser Zeit tausende Menschen aus dem Sudetenland und aus Schlesien angekommen. Die Stadt war durch den Krieg kaum zerstört. Meine Mutter war mit ihrer Mutter und ihrem Bruder zunächst bei einer Familie untergebracht worden, die ein Zimmer für die Vertriebenen frei machen mussten. Mein Großvater war bereits vor

dem Krieg an Typhus gestorben. Da die Kommunikationsmittel noch sehr schwach entwickelt waren, wussten viele Menschen in Deutschland noch nicht allzu viel über die Hintergründe der Vertreibungen und meinten, diese Leute seien freiwillig gekommen. Meine Mutter berichtete oft über die unsäglichen Diskussionen, die sie mit ihren Vermietern über diese Frage hatte. Es war wahrhaftig kein freundlicher oder barmherziger Empfang, der die vertriebenen Sudetendeutschen erwartete. Da war nicht immer sehr viel von Herzlichkeit und Barmherzigkeit zu spüren, obwohl die Neuankömmlinge doch eigentlich deutsche Landsleute waren.

Mein Vater wurde gegen Ende des Krieges noch in Prag gefangen genommen, als er auf der Suche nach seinen Eltern war. Diese Haft währte nicht allzu lange und so konnte er sich auf den Weg nach Deutschland machen. Zunächst begann er eine Gärtnerlehre in Barleben in der Nähe von Magdeburg. Später kam er dann auch nach Gotha, weil dort sein Großvater eine Wohnung gefunden hatte. In den Jahren nach 1949 lernten sich meine Eltern dort kennen. Es ist zu vermuten, dass dies durch die Begegnung in der katholischen Gemeinde geschah. Denn die Kirchengemeinde war von Anfang an ihre Heimat gewesen.

Die Thüringer Bevölkerung war damals zum überwiegenden Teil evangelisch. Die katholische Gemeinde war bis zum Krieg nur sehr klein. Jetzt war sie aber plötzlich auf über 7000 Katholiken angewachsen, die in der Stadt und in den umliegenden Dörfern lebten. Die meisten hatten das gleiche Schicksal hinter sich – sie kamen aus Schlesien, aus Ostpreußen und aus dem Sudetenland. Dort in der Gemeinde fanden meine Eltern also ihre neue Heimat. Der Gottesdienstbesuch und die Teilnahme an verschiedenen kirchlichen Treffen waren für sie selbstverständlich. Im Jahre 1952 schlossen meine Eltern in der St. Bonifatius-Kirche in Gotha dann den Bund der Ehe.

Das Thema Vertreibung war in unserer Familie immer präsent. Unsere Eltern (ich habe noch drei weitere Geschwister) haben uns sehr detailliert davon erzählt und wir haben immer gemerkt, dass dieses Erlebnis ihr Leben tief geprägt hatte. Die politischen Zusammenhänge spielten dabei eine eher geringe Rolle. Eher ging es um die genauen Vorgänge der Vertreibung und die einzelnen Stationen bis nach Thüringen. Wir konnten als Kinder manches nicht verstehen, aber wir wurden durch diese Gespräche zum ersten Mal aufmerksam auf das, was für einen Menschen seine Heimat bedeutet.

Als wir jung waren, war die Abneigung meiner Eltern gegenüber den Tschechen in den Gesprächen deutlich zu spüren. Vor allem die Mutter konnte die Vertreibung kaum annehmen und empfand alles als ein großes Unrecht. Durch meinen Vater, der erlebt hatte, was die Deutschen den Tschechen angetan hatten, konnte manches anders

dargestellt werden. Dennoch blieb ein solcher Racheakt an der Zivilbevölkerung natürlich ein Unrecht. Heute wissen wir, dass die Beneš-Dekrete der damaligen Regierung natürlich als unrechtmäßig einzu-stufen sind. Mein Vater hat bis zu seinem Tod auf deren Aufhebung gewartet – einfach um der Genugtuung willen, nicht weil er wieder in die Heimat wollte.

Wenn das furchtbare Erlebnis meiner Eltern präsent war, so versuchten sie doch dann in Thüringen immer wieder ein Stück dieser Heimat, Erfahrungen und Bräuche anzusiedeln. Manche Sätze begannen so: „Zu Hause haben wir das immer so gemacht ...“ – und damit war natürlich das Sudetenland gemeint. Als Kinder lernten wir die Lieder kennen, die vor allem unsere Mutter uns beibrachte, die aus der Heimat stammten. Das Essen in der Familie war ganz geprägt von der österreichischen Küche. Thüringer Klöße gab es in unserem Hause nicht, dafür aber Apfelstrudel, Pflaumenknödel und böhmische Knödel mit Schweinebraten.

Unsere Eltern hatten aber schon Mitte der sechziger Jahre das Bedürfnis, uns Kindern die frühere Heimat einmal zu zeigen. Bereits im Jahre 1972 konnten wir zum ersten Mal nach dem Krieg nach Neubistritz zurückkehren und dort alles sehen, wovon wir bisher nur in Erzählungen gehört hatten.

Es folgten später noch mehrere Fahrten dorthin und auch nach Prag und nach Brünn. Niemals jedoch wollten unsere Eltern, je größer der zeitliche Abstand wurde, dorthin zurückkehren. Ja, bei diesen Besuchen lernten wir auch Tschechen kennen, mit denen wir uns anfreundeten. Bedingt durch die geschlossenen Grenzen der DDR nach Westen hin, fuhr ich später oft in die frühere ČSSR und hatte dort vor allem im kirchlichen Bereich viele Freunde.

Ich habe heute rückblickend den Eindruck, dass der Versöhnungsprozess in diesen Jahrzehnten auch bei unseren Eltern wirkliche Fortschritte gemacht hat. Vor allem die Begegnung mit der bedrängten Kirche in der kommunistischen Zeit – meine Eltern hatten über lange Jahre eine befreundete Familie aus Olmütz – trug einen wesentlichen Teil dazu bei. Zudem wohnten wir nicht allzu weit weg von der tschechischen Grenze, so dass es immer wieder Berührungen gab, die dazu beitrugen, dass wir als Heranwachsende mit dem Thema Vertreibung gut umgehen konnten.

Ich gehöre nicht mehr zur Erlebnisgeneration. Aber durch die Herkunft aus meinem sudetendeutschen Elternhaus und die lebendige Erzähltradition, die dort herrschte, empfinde ich mich sozusagen mittendrin in dem Geschehen der Kriegsgeneration. Es ist bei mir auf jeden Fall ein Verständnis gewachsen für das, was Menschen durchmachen, wenn ihnen die Verwurzelung in einer Heimat genommen wird. Das lässt mich auf die heutigen Flüchtlingsströme, die zu uns

kommen aus anderen weiter entfernten Ländern, anders und mit einem differenzierteren Blick schauen. Ich wünsche mir, dass diejenigen, die von der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg direkt oder indirekt betroffen waren, mit den Fremden, die jetzt in unser Land kommen verständnisvoll und offenherzig umgehen. Auch das könnte zum Wachsen neuer Beziehungen beitragen und würde unserer Gesellschaft gut tun.

Nicht zu unterschätzen ist bei alledem die Rolle der Kirche. Der Glaube hat meinen Eltern Halt gegeben – trotz solcher schweren Erfahrungen. Nie haben sie an der Kirche gezweifelt. Dass ich Priester geworden bin, habe ich zu einem großen Teil auch ihnen und ihrem Glaubenszeugnis zu verdanken. Dass man auch in Schwierigkeiten durchhalten muss und den Glauben nicht einfach wegwerfen darf, das haben sie uns Kindern dann – sicher auch aus ihrer Erfahrung während des Krieges – auch in der kommunistischen Zeit gelehrt. Meine Eltern haben eine neue Heimat gefunden – in Gotha in Thüringen, in der ehemaligen DDR. Wenn ich heute an ihrem Grab stehe, weiß ich, dass auch ein Stück der alten Heimat, die sie gezwungen waren zu verlassen, in ihren Kindern lebt. Das macht uns nicht ärmer, sondern reicher und lässt uns mit einem anderen Blick auf die heutige Situation in unserem Land schauen.

## **Deutsche Kolonisation in den Karpaten**

### **Die Schönborn-Franken**

**E**rst nach dem Krieg, als Flüchtlinge und Vertriebene nach Deutschland kamen, wurde den „Reichsdeutschen“ so richtig bewusst, dass auch in Regionen Südosteuropas seit Jahrhunderten Deutsche lebten. Im 12. Jahrhundert siedelte König Geisa II. an der Nord- und Ostgrenze Ungarns westdeutsche Kolonisten in Siebenbürgen an. Nach den Türkenkriegen holte Österreich ab Ende des 17. Jahrhunderts Siedler in die entvölkerten Gebiete, in das Banat und in die Batschka. Sie kamen auf den „Ulmer Schachteln“ ins Land.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts rief Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn Siedler aus den Hochstiften Bamberg und Würzburg in die verwüsteten Gebiete in den Nordostkarpaten. Zu diesen Deutschen in der Karpato-Ukraine, den sog. Schönborn-Franken, hat die Katholische Landvolkbewegung in der Erzdiözese Bamberg Kontakte geknüpft und leistet für diese am Fuße der Karpaten in der heutigen Ukraine lebende deutsche Minderheit intensive Unterstützung. Am 5. September 2001 hat man in Uzhorod einen Partnerschaftsvertrag unterzeichnet.



1728 erhält Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn, Kurfürst von Mainz, für seine Verdienste um das Reich vom Kaiser die Burgherrschaft Munkacs in den Nordostkarpaten. Es war dies ein Gebiet von 1340 qkm mit Bergwäldern und fruchtbaren Niederungen. Es gab dort fünf Städte und 180 Dörfer.

Diese Schenkung hatten die Schönborn bis 1801 in ihrem Besitz. In dieser Zeit wurden von ihnen etwa 1200 Kolonisten angesiedelt.

Mit drei Werbepatenten wurden Siedler vor allem aus Franken in dieses neue Herrschaftsgebiet gerufen, 1730, 1749 und 1761. Das erste Patent wurde 1730 vom Fürstbischof von Bamberg erlassen. Das Kontingent für diese Einwanderungsgruppe betrug 90 Familien, darunter waren 50 Bauernfamilien, 10 Häckerfamilien, vier Zimmerleute, die zugleich dem Mühlen- und Brückenbau vorstehen, vier Müller für Wasser-, Mehl- und Schneidmühlen, vier Maurer, zwei Schmiede, zwei Schlosser, zwei Wagner, zwei Schuhmacher, ein „guter Brotbäck“, Holzknechte, Jäger und andere. Dazu kam noch ein guter Bader oder Chirurg. Der Fürstbischof verspricht den beiden größten Gemeinden Munkacs und Beregszasz eigene deutschsprachige Seelsorger.

Jede Familie erhält Haus, Stall und Scheune. Felder, Wiesen und Weiden werden den Einwanderern unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Vieh, Gerätschaften und 100 Gulden hatten sie selbst mitzubringen. Von der Landessteuer waren sie sechs bis acht Jahre befreit, doch mussten sie den Zehnten an Naturalien abliefern, einen Gulden Hauszins zahlen und einmal in der Woche Spanndienste leisten.

Im September 1730 traf die erste Gruppe der Bamberger mit acht Familien (55 Personen) in Munkacs ein, dann folgten aus Würzburg sieben Familien. Im Oktober kamen weitere acht Familien aus Bamberg und im November sieben Familien aus Würzburg. In den nächsten drei Jahren zogen noch fast 200 Personen nach.

Bei der zweiten Werbeaktion 1749 waren es 27, bei der dritten 1761 nochmals 58 Familien. Die Siedler kamen u. a. aus dem Forchheimer Land, aus Stappenbach bei Burgebrach, aus Lauf bei Zapfendorf, aus Brechberg bei Lichtenfels.

Die Fahrt in die neue Heimat in den Karpaten begann in Schlüsselfeld mit dem Planwagen, führte nach Ulm, wo man Vieh, Geräte und Menschen auf sogenannte „Ulmer Schachteln“ umlud. Auf der Donau ging die Fahrt bis Budapest. Von dort fuhr man wieder mit dem Wagen über Kaschau in die neue Heimat. Die Reise von Franken bis Munkacz dauerte sechs Wochen, in denen 1200 km zurückgelegt wurden. Für die Transportkosten gab es pro Person einen Gulden Zuschuss. Zwischen 1751 und 1801 wuchs die deutsche Bevölkerung ständig. 268 Familien mit 1250 Seelen lebten zwischen 15 000 Ungarn

und Ruthenen. In Munkacz hatten die 64 Bamberger Familien 150 Häuser, im 28 km entfernten Beregszasz bewohnten die 71 meist Würzburger Familien 170 Häuser. Insgesamt siedelten die Deutschen in 19 Ortschaften, etwa in Oberschönborn, Unterschönborn, Pausching,



Birkenfeld und Sophien-dorf. Einige dieser Orte tragen noch heute – neben den ukrainischen – ihre deutschen Namen.

Das Leben der Schönborn-Franken verlief nicht ohne Probleme. Vor allem hatten sie unter brutalen Verwaltern zu leiden. 1738 wurde einer wegen Veruntreuung

verhaftet. „Der Krummstab des fernen Fürstbischofs konnte gegen das spanische Rohr des Administrators oft keinen genügenden Schutz gewähren“, so schreibt ein Chronist von Munkacs. Die Deutschen kamen sich bisweilen verlassen vor. Vor allem fehlte es an schulischer und kirchlicher Betreuung. So klagte man darüber, dass die Kinder nicht lesen und schreiben lernen konnten. Ja, viele starben, die nicht wussten, was die sieben Sakramente bedeuten.

Im 19. Jahrhundert gingen die Deutschen, die in Landstädten lebten, in ihrer Umgebung auf. Nur auf den Dörfern konnten sie dank des Zuzugs aus Deutschböhmen ihre Eigenart und Muttersprache bewahren.

Die Bewohner dieses Landes an der Grenze hatten in den beiden letzten Jahrhunderten viel zu erdulden. Bis 1918 gehörte die Karpato-Ukraine zu Ungarn, von 1918 bis 1938 zur neu ins Leben gerufenen Tschechoslowakei, dann kam sie wieder zu Ungarn, wurde 1944 von deutschen und rumänischen Truppen besetzt und wurde nach dem Krieg Teil der Sowjetunion.

Hier waren die Deutschen wie auch die Ukrainer einem starken Russifizierungsdruck ausgesetzt, und viele Deutsche wurden nach Sibirien verschleppt oder landeten in Arbeitslagern in den Bergwerken des Donez-Beckens. Terror und systematische Benachteiligung endeten erst mit dem Zusammenbruch der UdSSR 1991.

Seelsorglich wurden die Schönborn-Franken in sieben Pfarreien betreut. Um 2000 war dort Pfarrer Burkhardt Nogga, der aus Freiburg gebürtig ist und einige Jahre als persönlicher Referent des Augsburger Bischofs Stimpfle tätig war. Ihm zur Seite stand sein Mitbruder P. Josef Trunk, der heute noch dort tätig ist. Beide waren glücklich über die Glaubenstreue ihrer Gemeindemitglieder, die noch zu 80 % den

Sonntagsgottesdienst besuchen. Über die Seelsorge hinaus bemühten sich beide auch in „Bettelpredigten“ um materielle Hilfe aus Deutschland. So fanden sie Unterstützung beim Aufbau einer Tischlerei. Der Reinerlös eines fränkischen Liederabends der KLB im Jahre 1998 in der Lindelberghalle in Igensdorf floss in die Ukraine. Und schließlich wurde der „Arbeitskreis Schönborn-Franken“ gegründet, der Hilfsmaßnahmen für die dortige Landwirtschaft, etwa in Form von gebrauchten landwirtschaftlichen Geräten als Grundstock für eine Maschinenstation in Munkacz, und für das dortige Kinderkrankenhaus organisiert. So brachten im Juni 1999 von Schlüsselfeld aus, wo in der Mitte des 18. Jahrhunderts auch die fränkischen Siedler zu ihrer Fahrt in die neue Heimat aufbrachen, die Johanniter Mobiliar für das Krankenhaus nach Munkacs. Und was wohl am wichtigsten ist: Mit Begegnungsfahrten in die Karpatho-Ukraine hat die Katholische Landvolksbewegung menschliche Brücken zu den Schönborn-Franken geschlagen. Und besondere Anerkennung verdient, dass zwischen der Volksschule Ebermannstadt und einer Schule in Munkacz ein enger Kontakt – mit Briefwechsel und gegenseitigen Besuchen von Schülergruppen – geknüpft wurde.

Das Aussterben deutscher Sprache und Eigenart ist freilich nicht mehr aufzuhalten. Im Herbst 2001 besuchten wir auf einer Studienfahrt der Ackermann-Gemeinde nach Lemberg auch Pausching. Hier begegneten wir dem wohl letzten noch sehr engagierten deutschen Bürgermeister. Auch er ist inzwischen zu seinen beiden Söhnen nach Deutschland ausgesiedelt. Noch weist in Ukrainisch und Deutsch eine Tafel auf das Gemeindeamt hin, ebenso trägt eine Tafel an der Volksschule neben dem ukrainischen auch den deutschen Text. Bei unserem Besuch führte uns Bürgermeister Erwin Vogel auf den Friedhof zu einem Gedenkstein mit den Namen der Gefallenen und Vermissten der beiden Weltkriege und der Opfer des Krieges. Er habe ihn errichten lassen, damit man später, so seine Worte, sich daran erinnert, dass hier einmal Deutsche gelebt haben. Heute sind noch 1,9 % der Bevölkerung Deutsche.

Auch jetzt hat das Katholische Landvolk in der Erzdiözese Bamberg noch Kontakt zu den Schönborn-Franken. So hat es den Kinderchor „Singende Herzen“ aus Mukatschewo Ende Juli 2016 zu einem Besuch in Oberfranken eingeladen.

In diesem Jahr wurde der Arbeitskreis Ukraine der KLB im Erzbistum Bamberg für sein Engagement mit dem Ehrenamtspreis der Erzdiözese geehrt. Er hält weiter den Kontakt zu den „Schönborn-Franken“ und plant Aktivitäten und Projekte – besonders den Austausch von Jugendlichen.

*Franz Bauer*

# Das Haus Habsburg und die Ostkirchen

In seinem Buch *Das blieb vom Doppeladler* zeigte Ernst Trost, wie man überall auf dem Gebiet der alten Habsburgermonarchie auf österreichische Spuren trifft, sei es in Lemberg oder Sarajewo, Kronstadt, Triest und Brünn, in Agram und Budapest, auf den Adria-Inseln oder in den böhmischen Bädern.

Auch im Vorderen Orient und auf dem ganzen südlichen Balkan, wohin der politische Arm Wiens nicht mehr reichte, findet man heute noch steinerne Zeugen der großen Vergangenheit Österreichs. Den Habsburgern war der Titel „Apostolische Majestät“ keine hohle Phrase. Wenn es heute im bulgarischen Plovdiv, im rumänischen Ploesti, im ägyptischen Siut oder Alexandrien katholische Kirchen gibt, so zum Teil nur deshalb, weil die Kaiser in Wien den „Schutz der Christenheit in der Levante“ als ihre Pflicht ansahen.

Unter diesem Titel, mit der nüchternen Registraturnummer F27, lagern Hunderte von Faszikeln in Wien, in denen all die Bittbriefe von Bischöfen und Priestern an den Kaiser oder die Kaiserin gesammelt sind und aus den Bearbeitungsakten ersichtlich ist, welche Entwicklungshilfe und welche Unterstützung das Kaiserreich gewährte, dem nie der Verdacht einer Kolonialmacht anhaftete.

Auf dem Boden des Habsburger Reiches lag das orthodoxe serbische Patriarchat von Karlowitz, lagen Bistümer der orthodoxen Serben, Rumänen und Ruthenen, ferner mit Rom unierte Diözesen und Metropolen wie Lemberg oder Blasendorf. Als Österreich-Ungarn zerfiel, übernahm die theologische Fakultät Olmütz die Sorge für die Priesterausbildung vieler Uniierter aus der Ostslowakei und aus der Karpato-Ukraine. Ins deutsche Priesterseminar in Prag holte Rektor Adolf Kindermann 1940 auch Ukrainer. Nach dem Zweiten Weltkrieg führte das 1946 gegründete Priesterseminar in Königstein diese Tradition weiter. Ukrainer und Weißrussen, Mazedonier, Inder und Albaner verschiedener Riten haben hier studiert, ehe das „Vaterhaus der Vertriebenen“ seine Tätigkeit einstellte.

Österreichs Interesse und seine Aufgabe als Schutzmacht der östlichen Christen reicht noch zurück bis in die Türkenkriege. Als Prinz Eugen von Savoyen mit Karl von Lothringen und Ludwig von Baden durch glänzende Siege Österreich zur europäischen Großmacht erhob, wurden im Artikel 13 des Vertrages von Karlowitz 1699 den Österreichern vom Sultan in Konstantinopel gleiche Rechte eingeräumt, wie sie die Franzosen bereits genossen. Kaiser Leopold I. übte damals auch zum ersten Mal das Schutzrecht für einen Patriarchen aus, da „der französische König Ludwig XVI. allzu sehr mit Kriegen beschäftigt war“, und ließ durch den Karlowitzer Friedensvertrag den

vertriebenen syrischen Patriarchen Petrus von Aleppo in seinem Amt bestätigen.

Artikel 11 des 1718 abgeschlossenen Friedens von Passarowitz bestätigte die österreichischen Vorrechte und räumte dem kaiserlichen Internuntius bei der Pforte ausdrücklich das Recht ein, beim Sultan für die Bewahrung der katholischen Interessen einzutreten:

„Alle Stipulationen der Verträge und früheren Edikte, die die Ausübung des christlichen Kultus nach dem römisch-katholischen Ritus betreffen, werden bestätigt. Die Ordensleute, von welchem Orden sie auch seien, werden den kaiserlichen Schutz genießen, und der Gesandte des Kaisers der Römer wird alle Freiheit haben, sich seiner Mission zu erledigen bezüglich dessen, was die Religion und die heiligen Stätten zu Jerusalem betrifft und andere Orte, wo die Ordensleute Kirchen haben werden.“

Damit war Österreich als zweite katholische Schutzmacht neben Frankreich getreten. Im Frieden von Belgrad 1739 wird dieser Vertrag von Passarowitz ausdrücklich bestätigt, darüber hinaus auch „alle Privilegien, welche für die Ordensleute und zwecks Ausübung der christlichen Religion nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche von den Vorfahren des glorreichsten Kaisers der Ottomanen in seinen Reichen bewilligt worden sind.“

Die Ordensleute dürfen danach auch Kirchen und Kapellen reparieren und wiederherstellen. „Ferner wird dem Gesandten des erhabensten und mächtigsten Kaisers der Römer bei der Ottomanischen Pforte gestattet, vorzubringen, was bezüglich der Religion und der heiligen Stätten sich ereignet hat, die die Christen in der heiligen Stadt Jerusalem besuchen, und an anderen Orten, wo die besagten Ordensleute Kirchen haben, und in dieser Hinsicht alle zuständigen Instanzen anzurufen.“

Als weiterer internationaler Vertrag bestätigt der am 4. August 1791 geschlossene Friede von Sistowa „nicht nur die Privilegien, die durch Artikel 9 des Vertrages von Belgrad dieser Religion zugesichert sind, sondern auch diejenigen, die später durch ihre (das heißt der Hohen Pforte) Fermane und andere von ihrer Autorität ausgeflossenen Akte bewilligt worden sind“. Damit besaß Österreich wie Frankreich ein Schutzrecht ohne Einschränkung des Ortes und der Nationalität, das es in den Jahren nach dem Frieden von Sistowa ständig ausübte, da in Frankreich die Revolution inzwischen antikirchliche Maßnahmen ergriffen hatte und selbst französische Geistliche in der Levante vorübergehend nicht mehr auf den Schutz der französischen Konsule hoffen konnten. In Saloniki zum Beispiel unterstellten sich die Lazaristen in den Revolutionsjahren dem Schutz des österreichischen Konsulates, da der französische Konsul fanatischer Kirchengegner war. 1797 übernahm Österreich die venezianischen Besitzungen an der

Adria und damit auch die Rechte der ehemaligen Republik Venedig. Von daher rührt Österreichs Protektorat über die Katholiken Albaniens bzw. die katholischen Albaner.

Österreich genoss hohes Ansehen bei den Christen des Osmanischen Reiches, da der Kaiser als „König von Jerusalem“ und als „Apostolische Majestät“ fast religiöses Ansehen genoss. Zudem hatten die antiklerikalen Auswüchse der Französischen Revolution dem Ansehen Frankreichs bei den orientalischen Christen geschadet.

Die Registratur F 27 „Schutz der Christenheit in der Levante“ im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv gibt Zeugnis von der Tätigkeit Österreichs für orientalisch-kirchliche Freiheit. An einigen österreichischen Lehranstalten wurden Kleriker der orthodoxen und der unierten Kirchen der Levante ausgebildet. Das Theresianische Privileg für die katholische Armenische Mechitaristen-Kongregation vom 30. Mai 1775 stellt ausdrücklich fest, dass dieses Privileg auch den „kirchlichen Familien und den weltlichen der Griechen und Maroniten und den anderen orientalischen Nationen katholischer Religion, die sich der Mechitaristen-Kongregation anschließen, sowie der armenischen Nation“ gelten soll.

Noch heute gibt es in Wien ein armenisches Kloster und griechische, serbische, rumänische und ukrainische Kirchen. Die Union von Užhorod und Alba Julia gehen auf österreichische Hilfe zurück, die Gründung von mit Rom unierten griechisch-katholischen Diözesen wie Großwardein oder Kreutz ist, wie die Gründung des armenischen Klosters in Triest, Maria Theresia zu verdanken. Im Ersten Weltkrieg war der spätere syrische Kardinal Ignatius Gabriel Tappouni von den Türken zum Tode verurteilt worden unter dem Vorwand, sich anti-türkisch zu betätigen. Kaiserin Zita bat den Sultan um Aufhebung des Todesurteils und Tappouni wurde freigelassen. Kardinal Tappouni sagte später einmal zum österreichischen Botschafter des Libanon: „Wir wissen hier, was Österreich für uns tat, aber wissen sie es noch in Österreich?“

Nehmen wir ein Beispiel von Tausenden aus der Registratur F 27 in Wien. um die praktische Hilfe Österreichs zu zeigen. Beirut steht heute oft im Mittelpunkt politischer Schlagzeilen. In dieser heute modernen Hauptstadt des Libanon residieren mehrere Patriarchen verschiedener Ostkirchen, darunter auch der Patriarch der katholischen Armenier.

Einer seiner Vorgänger richtete am 5. November 1845 in italienischer Sprache ein Bittgesuch nach Wien: „Alla sacra Cesarea ed Imperiale Maestà dell' Imperatrice d'Austria Anna Carolina Pia in Vienna“ steht auf dem erhaltenen Briefumschlag. „An die Heilige Kaiserliche und Königliche Majestät der frommen Kaiserin Anna Karolina in Wien“. Wir wissen nicht, wie lange der Brief vom Orient aus unterwegs war.

Wahrscheinlich schickte ihn Patriarch Gregor Petrus III. über Rom nach Wien.

Aber vom 16. Jänner 1846 ist uns schon eine handschriftliche Aufzeichnung Kaiser Ferdinands geblieben. Es heißt da: „Lieber Fürst Metternich! Die beiliegende an Meine Frau Gemahlin lautende Eingabe des Armenischen Patriarchen von Cilicien und Syrien dito Libanon den 5. November 1845 um einen Beitrag zur Erbauung einer katholischen Kirche in Beyrut erhalten Sie zu dem Ende, damit Sie mir darüber Ihr Gutachten erstatten. Ferdinand“. Bereits vier Tage später ging ein Schreiben Metternichs an den Kaiserlichen Geschäftsträger bei der Hohen Pforte in Konstantinopel, Graf Stürmer, ab, um nähere Erkundungen einzuholen. Dieser wandte sich an den k.k. Konsul in Beirut.

Am 7. März desselben Jahres ging die Antwort aus Beirut nach Konstantinopel; eine Kopie des französischen Briefes und Gutachtens aus Beirut legte Graf Stürmer bei, als er am 18. März aus der Türkei an Metternich schrieb: „Durchlauchtig Hochgeborener Fürst. Der hohen Weisung Eurer Durchlaucht vom 20ten Jänner dieses Jahres gemäß habe ich den k.k. General-Konsulats-Verweser zu Beyrut infolge des an Ihre Majestät die Kaiserin gerichteten Gesuchs der armenischen Patriarchen von Cilicien und Syrien um Bewilligung eines Beitrages zur Erbauung einer katholischen Kirche in Beyrut beauftragt, mir eine gründliche Darstellung aller durch die Frage eines solchen Kirchenbaus berührten und in Betrachtung zu ziehenden Verhältnissen vorzulegen.“

Die Darstellung von Herrn Laurella in Beirut war in der Tat gründlich. Er berichtet über die katholischen Armenier des Libanon mit dem Sitz in Bzommar, nennt drei Bischöfe, 20 Priester und 30 Seminaristen und betont, dass die katholischen Armenier in Beirut zu arm seien, selbst eine Kirche zu bauen. Die erforderliche Summe wird auf 12 000 Taler geschätzt, ferner geraten, sofort einen Ferman des Sultans, also eine großherrliche Bewilligung für den Bau, im Serail einzuholen.

Fürst Metternich legte diese Nachricht seinem Kaiser am 10. April schriftlich und mündlich vor. „Eurer Majestät Allerhöchsten Beschlüssen sehe ich hierüber ehrfurchtsvoll entgegen, um demgemäß die weiteren Einleitungen treffen zu können. Metternich.“ Ferdinand gab am 19. April seine Zustimmung. Weitere Briefe folgten, und ein Jahr, nachdem Patriarch Gregor Petrus VIII. sein Bittschreiben abgesandt hatte, meldete der kaiserliche Internuntius aus Konstantinopel: „Durchlauchtig Hochgeborener Fürst! Mit Beziehung auf meinen gehorsamsten Bericht No 38 Lit B vom 23. September laufenden Jahres habe ich die Ehre, im Anschlusse die mir eben von Seite des k.k. Generalkonsuls von Adelburg zugekommene Empfangsbestäti-

gungen des Franziskanerhospizes zu Beyrut über die ihm übergebene Summe von 30 053 Thalern zu erledigen.“

12 000 Thaler davon waren für die Armenier, das übrige Geld war für die Kirche in Alexandrien. Ohne Telefon und Telegraf, ohne Auto und Flugzeug war innerhalb von 13 Monaten alles geklärt. Wie lange liegen heute solche Gesuche? Arbeitet der moderne Amtsschimmel schneller?

*Rudolf Grulich*

## Gräfin Helga Haller von Hallerstein

### Eine europäische Existenz mit mährischen Wurzeln

#### **Geburt in der Slowakei auf Grund nationaler Ungleichheiten in der ersten Tschechoslowakischen Republik.**

Helga Haller von Hallerstein wurde am 31. März 1927 als Helga Kaulich, Tochter eines sudetendeutschen Vaters aus Dittersdorf in Nordmähren und einer, aus Wallachisch Meseritsch stammenden, tschechischen Mutter in der südslowakischen Stadt Sahy geboren. Die überwiegende Mehrheit dieses Ortes waren Ungarn, die ihre Stadt Ipolysag nannten, gehörte sie doch kein ganzes Jahrzehnt früher noch zum Königreich Ungarn. Von den wenigen Bewohnern der deutschsprachigen Minderheit wurde die Stadt Eipelschlag genannt. Damit aber noch nicht genug. Von 1541 bis 1685 war Sahy mit Unterbrechung als Sefradi Teil des Osmanischen Reiches. Zudem gehörte jeder fünfte Einwohner der Stadt zur jüdischen Minderheit. Die allermeisten von ihnen sollten später im Holocaust ihr schreckliches Ende finden. So waren Helga von Haller schon durch den Ort ihrer Geburt sozusagen Internationalität und das Thema Europa, geschichtsdramatisch konnotiert, in die Wiege gelegt.

Dass dies so kam, hatte national-politische Ursachen. 1919 war als Ergebnis des Ersten Weltkrieges die Tschechoslowakische Republik gegründet worden. In der Rückschau wird dieser Staat nicht selten als ein demokratischer Idealstaat beschrieben. So schreibt die ehemalige Außenministerin der Vereinigten Staaten von Amerika, Madeleine Albright, in ihren Memoiren: „Die Tschechoslowakei war in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen die einzige funktionierende Demokratie in Mitteleuropa, gesegnet mit einem klugen Präsidenten, friedlich rivalisierenden Parteien und einer gesunden Wirtschaft. [...] Masaryk war kein gewöhnlicher Präsident, er war ein Staatsmann mit festen humanistischen und religiösen Überzeugungen, und unter seiner Führung wurde aus der Tschechoslowakei wirklich ein



Märchenland, [...]“ Die erste Tschechoslowakische Republik war zwar als Rechtsstaat angelegt, war aber ein Vielvölkerstaat, der wirtschaftlich und politisch völlig von den Tschechen dominiert wurde. Deutsche und Ungarn waren im alltäglichen Leben benachteiligt. Das bekam auch Arnold Kaulich zu spüren. Er hatte sich als Forstwirt in seiner mährischen Heimat zum Dienst im neuen Staat beworben. Er erhielt aber zur Antwort, dass man an Deutsche keine Stellen zu vergeben habe und dass man Tschechen bevor-



*Helga Haller von Hallerstein*

zuzugun müsse. So bewarb sich der Abgewiesene in der Slowakei. Dort erhielt er eine Anstellung auf einem privaten Gut und so kam es zur Familiengründung in der Slowakei, weil übertriebener Nationalismus, der später noch tragischer in das Leben der Familie eingreifen sollte, seine Schatten schon vorauswarf.

Dass Helga Kaulich nicht in Sebechleby in der Nähe von Sahy aufwuchs, hatte seinen Grund darin, dass ihr Vater sich selbständig gemacht hatte. Er hatte in der Mittelslowakei, in der Nähe der Stadt Zvolen einen Steinbruch erworben. Die Mutter arbeitete als Lehrerin. Helga Kaulich wuchs dreisprachig auf, am besten konnte sie slowakisch. Dann kam der Krieg und mit ihm wuchsen die Spannungen zwischen den einzelnen Nationalitäten. Die junge Helga wurde im Verlaufe des Krieges als Tochter eines deutschen Vaters nicht mehr zu Geburtstagsfeiern eingeladen. Spaltung in nationale Zugehörigkeiten wurde spürbar.

### **Dramatische Flucht vor dem slowakischen Partisanenaufstand.**

Dann brach am 29. August 1944 ein Partisanenaufstand los, der heute noch in der Slowakei als Feiertag der „Helden vom Duklapass“ begangen wird. An einem der folgenden Tage schellte morgens früh um 8.00 Uhr eine Nachbarin an der Haustür und bat Arnold Kaulich, doch die Familie in Sicherheit zu bringen, „bis sich der Volkszorn wieder gelegt habe.“ Eine viertel Stunde später saß die Familie im Auto, um ihr Haus und ihre Habe nie wieder zu sehen. Innerhalb einer viertel Stunde hatte man alles verloren und war auf der Straße. Es begann eine abenteuerliche Flucht durch halb Europa. Eine halbe Stunde später erreichten tatsächlich Partisanen das Haus. Da man der Bewohner nicht habhaft werden konnte, wurde die Einrichtung verwüstet. Später wurde man sich erst bewusst, dass man im letzten Moment das nackte Leben gerettet hatte. Die Flucht war keine über-

triebene Vorsichtsmaßnahme. In der Slowakei gab es eine deutsche Minderheit, die sogenannten Karpatendeutschen. Bei insgesamt sieben Massakern an Angehörigen dieser Minderheit, durchgeführt durch die Partisanen, kamen zwischen dem 27. August und dem 21. September 1944 ca. 600 Menschen ums Leben. Auch auf der Flucht, die über verschiedene Stationen verlief, war man sich des Lebens nicht sicher.

Die Kaulichs flüchteten zunächst ins südlicher gelegene Banská Štiavnica, (Schemnitz). Dort glaubte man, vor den aus Norden anrückenden Partisanen sicher zu sein. Es war Intuition, die Arnold Kaulich veranlasste, seine Familie weiter, von hier fort, in Sicherheit zu bringen. Er sollte damit Recht behalten. Denn in der Nacht vom 25. auf den 26. September 1944 wurden 79 Karpatendeutsche auf dem Bahnhof dieser Stadt Schemnitz durch Partisanen ermordet.

Von Schemnitz floh man zunächst nach Bad Pistyan in der Westslowakei. Dort kam die Familie zunächst in einem Hotel unter. An den Wänden hingen noch Zeichnungen von Kindern, die man aus Deutschland vor Bombenangriffen in die Slowakei in Sicherheit gebracht hatte und die nun vor den Partisanen nach Westen geflohen waren. Auch in diesem beschaulichen Heilbad sollte man keine Ruhe finden. Eines Tages sah man zufällig Partisanen aus dem Wald kommen. Sie hatten Gewehre im Anschlag und näherten sich dem Hotel. In letzter Minute holte Arnold Kaulich das Auto und brachte seine Familie zunächst nach Mähren in Sicherheit.

Die Familie versuchte, bei der tschechischen Verwandtschaft von Frau Kaulich in Wallachisch Meseritsch unterzukommen. Aber die sich abzeichnende Niederlage der Deutschen machte auch diesen Ort zu einem unsicheren Pflaster. „Man wird nach dem Krieg alle Deutschen umbringen“, warnte eine tschechische Verwandte. So machte man sich wiederum auf und floh ins weiter südlich gelegene Brünn, wo eine Schwester der Mutter in der Kaunitzgasse lebte. Aber auch hier befürchtete man, dass nach Kriegsende Ausschreitungen gegen die deutsche Minderheit stattfinden würden. So sollte es auch kommen. Bei dem berühmten Brüner Todesmarsch am 30. Mai 1945, dem Fronleichnamstag, als man 27 000 Deutsche zu Fuß über die Grenze nach Österreich trieb, kamen dabei gegen 5000 Menschen ums Leben.

Die Familie floh weiter in südwestliche Richtung. Man wollte das Kriegsende nicht unter Tschechen erwarten, sondern in einer deutsch besiedelten Gegend. So fand die Familie in den ersten Monaten des Jahres 1945 Aufnahme im südmährischen Mühlfraun, in der Nähe von Znaim. Hier schien sich die familiäre Situation zunächst zu normalisieren. Helga Kaulich hatte in Altsohl/Zvolen in der Slowakei die höhere Schule besucht. Nun bot sich die Möglichkeit, das Gymnasium

im fünf Kilometer entfernten Znaim zu besuchen. Um Tieffliegerangriffen auf der Straße aus dem Wege zu gehen, wählte sie als Schulweg den längeren Weg, der Thaya entlang, den sie täglich zweimal zu Fuß bewältigen musste. Der sonntägliche Kirchgang führte die Familie in die spätbarocke Pfarrkirche „zum gezeißelten Heiland“. Jedoch rückte die russische Front immer näher. Zuviel Schreckliches hatte man von Flüchtenden gehört, die den Einmarsch der Russen erlebt hatten. Daher entschloss sich die Familie erneut zur Flucht gegen Westen. So erreichte man kurz vor Kriegsende das oberösterreichische Mühlviertel in der Nähe von Freistadt. Man fand Unterkunft auf dem Lesterhof, einem bischöflichen Anwesen mit eigener Kapelle. Die Familie war glücklich, dass diese Gegend von den Amerikanern befreit wurde. Es keimte die Hoffnung auf, dass es nun ein Ende der Ungewissheiten und Bedrängtheiten geben würde.

Doch die Hoffnung trog. Das Mühlviertel wurde einige Zeit später den Russen übergeben. Es war zwar Kriegsende, aber mit der Ankunft der russischen Soldaten kehrte die Unsicherheit zurück. Nachts krachten Schüsse, Menschen brachten sich um oder wurden erschossen. Soldaten stellten den Mädchen nach. Wer alles verliert und ständig fliehen muss, lernt wohl, auf den Schutz Gottes zu vertrauen. Als marodierende Soldaten den jungen Mädchen nachliefen, flüchtete sich Helga mit zwei ihrer Freundinnen hinter den Hochaltar der Hauskapelle des Lesterhofes. Dort blieben sie unentdeckt und haben sich so vor Schlimmerem bewahrt. Die Soldaten mussten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Der Vater kam auf die Idee, am Hoftor ein Schild mit der Aufschrift „Typhus“ in deutscher und russischer Sprache anzubringen, so hatte man einige Tage Ruhe gewonnen.

Man begann sich in dieser Zeit wieder stärker auf das zu konzentrieren, was am Ende wirklich zählt. Von dieser erneuten Hinwendung zur Religion wurde auch die Familie Kaulich erfasst. Helga Kaulich ging vom Lesterhof nicht nur sonntags nach Freistadt zur Kirche, sondern auch jeden Herz-Jesu-Freitag zu Fuß mit ihrem Bruder in die gut fünf Kilometer entfernte Stadtpfarrkirche von Freistadt zur Beichte und zur heiligen Kommunion. So wurde in der Zeit ihres Heranwachsens ihr Glaube für das weitere Leben gestärkt und nachhaltig geprägt.

Aber auch der Aufenthalt im Mühlviertel sollte noch nicht das Ende der Flucht bedeuten. Die Familie Kaulich wurde auch von hier wieder fortgeschickt und erreichte schließlich ausgemergelt, mit nicht viel mehr, als man am Leibe trug, Schwäbisch Gmünd. Erst hier, im fremden Württemberg, begann sich das Leben auf engstem Raum, wieder zu ordnen. Helga Kaulich machte ihren Schulabschluss nach. Sie begann schließlich eine Ausbildung als Modistin im zerstörten Frankfurt am Main.

## **Neubeginn und Familiengründung in Frankfurt am Main**

Hier in Frankfurt lernte Helga Kaulich Graf Carl Haller von Hallerstein kennen und heiratete ihn 1951. Für Angehörige des Fernsehsoapzeitalters mag sich das ein wenig romantisch anhören. Ein Graf heiratet ein armes, aber schönes Mädchen vom Lande. Aber die Umstände waren alles andere als romantisch. Deutschland war zerstört, der Krieg hatte die Menschen auf ihre nackte Existenz zurückgeworfen. Die Heirat und die Gründung der Familie geschah aus dem Nichts heraus. Etwas, was wir uns aus heutiger Sicht nur noch schwer vorstellen können.

Mit ihrem Mann verband Helga von Haller der unbedingte Wunsch, den Kindern ein glückliches Aufwachsen und eine gute Zukunft zu schenken. Es war letztlich auch die Verantwortung für die Erziehung der Kinder, die ihr den Weg in die Politik bahnte. Manche Möglichkeiten sozialistischer Bildungspolitik erwiesen sich als Unmöglichkeiten und führten zum Entschluss, sich im Elternbeirat für eine gute, angemessene Schulerziehung zu engagieren. Dieses Engagement führte sie in die Politik, konkret zunächst in den Stadtrat von Frankfurt, wo Helga von Haller sich fast zwei Jahrzehnte mit ihrer ganzen Persönlichkeit einbrachte. Es war eine anstrengende Aufgabe, mit Sitzungen, die mitunter bis ins Morgengrauen dauerten.

## **Europaabgeordnete**

Sie blieb aber nicht Stadtverordnete, sondern wurde Europaabgeordnete. Die Mitglieder der einzelnen Fraktionen sitzen dort im Europaparlament, alphabetisch geordnet. Und so kam Haller neben Habsburg zu sitzen. Ironie der Geschichte, Helga von Haller saß nun neben dem Mann, der – wenn es den Ersten Weltkrieg nicht gegeben hätte – Staatsoberhaupt des Landes geworden wäre, in welchem Arnold Kaulich und Juliana Slamova geboren und aufgewachsen waren: Der alten österreichisch-ungarischen Monarchie. Otto von Habsburg machte die neue Abgeordnete mit den Gepflogenheiten des Europaparlamentes vertraut: „Gnädige Frau, haben Sie sich auch in die Anwesenheitsliste eingetragen?“ Sie blieb auch noch nach der Zeit im Europaparlament mit Otto von Habsburg in Kontakt. So setzte sie sich dafür ein, dass ich als Pfarrer eine Reliquie des seligen Kaisers Karl, des letzten österreichischen Kaisers für die Pfarrkirche von Kail erhalten habe. Aber sie setzte sich auch noch für sehr viel anderes ein: Für verfolgte Christen, für christliche Klöster in Anatolien, für Anliegen ihrer slowakischen Bekannten, und nicht zuletzt: für die Heranführung von Tschechen und Slowaken in ein gemeinsames europäisches Haus.

Helga von Haller beherrschte mehrere Sprachen und besaß zudem eine Art natürlicher Autorität. Sie übersetzte noch zu Zeiten des

Kommunismus vor der Wende 1989 als Olga Hronská slowakische Literatur ins Deutsche und hatte dadurch mit offiziellen Stellen des tschechoslowakischen Staates zu tun. In Ihrer Gegenwart wurden kommunistische Funktionäre zu Salonlöwen, küssten ihr die Hand und nannten Sie „Gnädige Frau“ Durch ihre Übersetzungstätigkeit hat Helga Haller von Hallerstein einen nicht unbedeutenden Beitrag geleistet, die slowakische Kultur in Deutschland bekannter zu machen. Die Beherrschung der tschechischen und slowakischen Sprache machte sie zu einer idealen Partnerin für Kontakte des Europaparlamentes zu tschechischen und slowakischen Exponenten in der Politik wie beispielsweise zu Fürst Schwarzenberg, den langjährigen Außenminister Tschechiens.

### **Engagement aus tiefer christlicher Verwurzelung heraus.**

Besonders hervorstechend empfand ich aber ihre Begabung, die Wichtigkeit und Rangfolge von Werten richtig einzuschätzen und sich für deren Erhalt einzusetzen. Es war somit für sie völlig klar: CDU-Politiker gehören nicht auf eine „Christopher-Street-Day-Parade“ und Priester nicht in karierte Hemden. Denen, die sich diesbezüglich ihren Unwillen zuzogen, brachte sie das mit der ihr eigenen Gradlinigkeit höflich aber unmissverständlich zur Kenntnis.

Dabei wurzelte ihr religiöses Empfinden nicht in einem faden Ästhetizismus, am reinen traditionellen Festhalten an Äußerlichkeiten. Es war nicht einfach ein „Knigge-Wissen“ über das, was man tut oder nicht tut. Helga von Haller hatte zutiefst verstanden, dass die Selbsthingabe Jesu am Kreuz, wie sie in der heiligen Messe gegenwärtig gesetzt wird, das Zentrum unserer Kultur schlechthin ist. Der Opfertod Jesu am Kreuz war für sie Urbild jeglicher sinnvoller Hingabe für andere in Politik, Gesellschaft und der Familie. Sie wusste, mit der Vernachlässigung der Wahrnehmung dieser Selbsthingabe Jesu am Kreuz als Urbild jeglicher Hingabebereitschaft, leidet diese Bereitschaft zur Selbsthingabe der Menschen für ihre Familien und ihre Gemeinwesen. Deformierungen im eucharistischen Kult nahm sie daher wahr – und musste es so wahrnehmen - als Zeichen der Selbstauflösung der Kirche mit entsprechenden Folgen für unsere Gesellschaft. Daher engagierte Sie sich auch für den Erhalt der ihr so überaus teuren, überlieferten Kirche im „Frankfurter Kreis“, in dem sie einige Jahre mitarbeitete.

Ihr kirchliches Engagement war es auch, das uns im Jahre 2005 zusammenbrachte. Aus dem Kontakt wurde eine freundschaftliche Verbundenheit, die Auswirkungen auf meinen weiteren Werdegang hatte. Helga Haller von Hallerstein war es, die mich veranlasste, zu promovieren und legte mir auch die Thematik des tschechischen nationalen Mythos als politische Religion ans Herz. Als mein Doktor-

vater, Professor Schmiedl, zur Behandlung des Themas mehr Archivarbeit anregte, war Frau von Haller es auch, die mich in Kontakt zum Kirchenhistorischen Institut von Böhmen-Mähren-Schlesien brachte. Hier stieß ich auf noch unveröffentlichte Vertreibungsberichte, von denen ich einen Teil zum ersten Mal einem breiteren Publikum zur Kenntnis bringen konnte. Frau von Haller übersetzte mir tschechische Zitate ins Deutsche und regte an, mich auch im kirchenhistorischen Verein für Böhmen-Mähren und Schlesien stärker einzubringen.

### **Richezaaltar in der Kirche Sankt Maximinus zu Klotten**

In Klotten an der Mosel, wo ich von 1998 bis 2011 Pfarrer war, wird besonders die selige Richeza verehrt. Sie wurde um das Jahr 995 geboren und war ab 1025 als Ehefrau des ersten christlichen Königs von Polen, polnische Königin. Nach dem Tode ihres Mannes, Mieszko II., fiel die Oberschicht wieder vom Christentum ab. Weil Richeza ihrem christlichen Glauben nicht abschwören wollte, floh sie mit ihrem Sohn nach Deutschland, wo die Königin einige Güter besaß. Viele Jahre ihres Exils soll sie mit diesem Sohn, dem späteren polnischen



König, in Klotten an der Mosel, ihrem angeblichen Lieblingsgut, zugebracht haben. Die Kirche von Klotten besitzt eine Reliquie dieser seligen Königin. Dafür wurde eigens ihr Grab im Kölner Dom geöffnet, um eine Rippe entnehmen zu können. Es wurde 2004 beschlossen, einen Altar aufzustellen, um eine besondere Verehrungsstätte für die Selige zu haben. Der Altar wurde aus verschiedenen originalen Barockteilen zusammengestellt. Die Figur der seligen Richeza befand sich unrestauriert auf dem Dachboden des Klottener Pfarrhauses. Sie erhielt ein neues Kleid und eine Krone. Es war vielleicht das ähnliche Schicksal der Flucht, das Helga von Haller veranlasst haben mag, über den im Jahre 2006 aufgestellten und eingesegneten Altar die Schutzherrschaft zu übernehmen.

Es gibt sicher noch viele Themenbereiche, mit denen sich diese engagierte Frau beschäftigt hat. Das hier Geschilderte soll genügen, um dieses ereignisreiche und prägnante Leben zu skizzieren. Was bleibt als Lebensessenz angesichts unserer heutigen Lebenswelt? Wir leben am Abend der Zeit, wie sich ein Künstler einmal ausgedrückt hat. Was wäre Helga von Haller wichtig, uns für die Zukunft mitzugeben?

1. Es kommt bei all unserem Können, bei allen unseren Begabungen, bei allem was wir sind und haben letztlich darauf an, wer wir vor Gott sind. Daraus ergibt sich ein zweiter Punkt:

2. Wir leben nicht allein für uns selber. Und wir haben nicht das Recht, aufzugeben. Wir müssen uns uneingeschränkt für das einsetzen, was wir als richtig erkannt haben.

3. Eine Idee oder ein Anspruch muss in einer gewissen Form dargestellt, bzw. wiedergegeben werden. Form und Inhalt haben sich zu entsprechen.

Als Seelsorger möchte ich am Schluss dieses Artikels meiner Zuversicht Ausdruck verleihen, dass Gott die Verstorbene in der ewigen Heimat in seiner Herrlichkeit vollenden möge!

*Helmut Gehrmann*

## Generalvikar in schwieriger Zeit

### Zum 50. Todestag von Prälat Karl Bock

Am 27. Juni jährte sich der 50. Todestag von Prälat Karl Bock, der von 1938 bis 1945 Generalvikar für den deutschen Anteil der Erzdiözese Prag war. Er wurde 1879 in Schönwald bei Tachau geboren, in einer bäuerlichen Familie. Die Dörfer des nördlichen Böhmerwaldes und südlichen Egerlandes hatten damals viele Priesterberufungen. Als Prälat Bock 1967 starb, gab es noch 82 lebende deutsche Priester aus dem Kreis Tachau in der Vertreibung. Am Staatsobergymnasium in Mies und im erzbischöflichen Konvikt, absolvierte er die Gymnasialstudien. Der aus dem hessischen Friedberg stammende nachmalige Moralprofessor und Politiker Prälat Karl Hilgenreiner war sein damaliger Konviktsdirektor. Die theologischen Studien absolvierte Karl Bock an der deutschen Theologischen Fakultät in Prag im Seminar der Erzdiözese Prag, in dem Deutsche und Tschechen gemeinsam wohnten.



Am Fest der Apostelfürsten Peter und Paul im Jahre 1905 weihte ihn Erzbischof Leo Skrbensky zum Priester. Sein erster Kaplanposten war die rein deutsche Pfarrei Weipert im Erzgebirge. Das Erzgebirge ließ ihn viele Jahre nicht mehr los. 27 Jahre war er Pfarrer in Bärningen auf der Höhe des Gebirges. Hier lebten Klöppler, wandernde Musiker und Handschuhmacher. Dort ist der Sohn des nördlichen Böhmerwaldes den Erzgebirglern ein Erzgebirgler geworden.

Das Vertrauen seiner deutschen Mitbrüder machte ihn zum Obmann des deutschen Priestervereins in der Erzdiözese Prag, die Wertschätzung seines Erzbischofs, Kardinal Karl Kaspar, brachte ihm die Bestellung zum Pfarrer der Pfarrei Schlackenwerth und die Auszeich-

nung zum Pfarrer der Pfarrei Schlackenwerth und die Auszeich-

nungen eines Dechanten ad personam, eines Erzbischöflichen Notars und die Ernennung zum Erzbischöflichen Bezirksvikar des Vikariates Karlsbad. Das Jahr 1938 brachte mit seinen politischen Umwälzungen nicht nur die Zerreißung des böhmischen Landes, sondern auch die Teilung aller böhmischen Diözesen. Für den sudetendeutschen Anteil der Erzdiözese Prag bestellte der Prager Erzbischof Kardinal Kaspar den Pfarrer von Schlackenwerth wegen seiner menschlichen, priesterlichen und politischen Eignung zuerst zum erzbischöflichen Kommissar und mit Wirkung vom 30. November 1938 zu seinem Generalvikar. Die jurisdiktionelle Stellung wurde unterstrichen durch die Verleihung weiterer Auszeichnungen: Monsignore, Päpstlicher Hausprälat und wirklicher Kanonikus beim böhmischen Kollegiatkapitel in Altbunzlau. Als Sekretär und engsten Mitarbeiter holte sich Prälat Bock den jungen Karl Reiß, der nach der Vertreibung Pfarrer in Offenbach-Waldheim und bis zu seinem Tode 1985 Diözesanvertriebenenseelsorger im Bistum Mainz sowie nach dem Tode von Weihbischof Kindermann Vorsitzender des Sudetendeutschen Priesterwerkes war. Wie die anderen Priester wurde auch Prälat Bock mit seinen Gläubigen vertrieben. In der Diözese Regensburg fand er Aufnahme, wo er am 30. Juni 1967 in Großen-Pinning im 88. Lebensjahr und 62. Priesterjahr zu Grabe getragen wurde. Weihbischof Kindermann würdigte damals die Verdienste des Verstorbenen um Kirche und Volk. Ein Stück Kirchengeschichte Böhmens wurde mit Prälat Bock zu Grabe getragen.

*Rudolf Grulich*

## **Zum 50. Todestag von Professor Dr. theol. Erhard Lang**

**M**ehr als 30 Jahre war Königstein auch eine Hochschulstadt, denn seit der Gründung am 15. November 1946 bis zu ihrer Sistierung 1977 gab es außer dem Priesterseminar auch die Philosophisch-Theologische Hochschule. Zweimal waren Priesterseminar und Hochschule Geburtshelfer für andere Ausbildungsstätten auf dem Gebiet der ehemaligen DDR: Im Jahre 1948 gingen Königsteiner Dozenten und Studenten nach Neuzelle, um dort das Priesterseminar aufzubauen und ebenso 1953 nach Erfurt, wo die seit jenem Jahr bestehende Theologische Hochschule heute die Theologische Fakultät der neuen Universität Erfurt ist. Einer, der in Königstein biblische Theologie und biblische Sprachen lehrte, war Professor Erhard Lang, der vor 50 Jahren am 13. August 1967 im Krankenhaus in Hofheim starb. Professor Lang wurde am 9. Januar 1909 in St. Georgenthal in Nordböhmen geboren. Nach Studien in Mariaschein und Leitmeritz wurde er 1933 zum Priester geweiht. In den Jahren der Seelsorge



konnte Erhard Lang seine Theologiestudien vertiefen und promovierte 1936 in Prag zum Doktor der Theologie. Sein Lieblingsfach war die Bibelwissenschaft. 1938 schickte ihn sein Bischof Anton Weber nach Rom zum Weiterstudium an das Päpstliche Bibelinstitut. So konnte er im Jahre 1944 gut vorbereitet die Professur für Altes Testament und orientalische Sprachen in Leitmeritz übernehmen. Leider machten die Kriegsergebnisse, der Zusammenbruch und die Vertreibung alle Pläne vorderhand zunichte. Als Vertriebener kam Professor Lang in die Diözese Eichstätt, zunächst als Kaplan in Roth, wurde dann Stadtprediger in Wemding, später Pfarrprovisor in Buchdorf und endlich 1953 Spiritual und Studienrat in Ingolstadt. Vor fünfzig Jahren erfolgte 1957 die Ernennung zum Professor für Neutestamentliche Exegese und biblische Sprachen an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein. Gleichzeitig übernahm er die Seelsorgestelle im nahen Eppenhain.



Die nächsten zehn Jahre waren für Professor Lang die Krönung seiner priesterlichen Tätigkeit, es war ein fruchtbares, gesegnetes Wirken vor, während und nach dem Zweiten Vatikanum. Jeder weiß, vor welch schwierige Aufgaben damals die Bibelwissenschaft gestellt war. Lang war nicht nur Lehrer im engeren Sinne, sondern wirklich ein „Professor“, der mit seinem Leben, seiner ganzen Haltung das unterstrich und bezeugte, was er seinen Hörern vortrug. Durch zwei Jahre hat er als Rektor die Philosophisch-Theologische-Hochschule geleitet, die unter allen theologischen Hochschulen in Deutschland eine Sonderstellung einnahm und deshalb viel Einfühlung und Geschick in der Leitung verlangte.

1964 musste sich Lang einer ersten Operation unterziehen, die glücklich verlief, jedoch dem Eingeweihten bereits alarmierende Zeichen gab. Am Ende des Wintersemesters 1966/67 wurden die Beschwerden wieder so groß, dass er ins Krankenhaus kam, das er lebend nicht mehr verlassen sollte.

Lang war nicht nur sprachbegabt, sondern in den orientalischen Sprachen ein Sprachgenie. Er beherrschte nicht nur Griechisch, Hebräisch und Aramäisch, sondern auch Syrisch, Koptisch, Arabisch, Armenisch und Georgisch, welche Sprachen er sich in Rom angeeignet hatte. Da damals während seiner Königsteiner Professorenzeit auch einige Inder aus Kerala an der Philosophisch-Theologischen Hochschule studierten, die als Kirchensprache in der malankarischen Liturgie das Syrische benutzen, bot Professor Lang auch Einführungs- und Lektürekurse in dieser Sprache an. Der Autor dieser Zeilen denkt

gerne an die Stunden im Syrisch-Seminar, wenn Professor Lang mit uns wenigen Studenten die Syrische Liturgie oder Texte wie die Legenden von König Abgar von Edessa las. Noch im Krankenhaus lachte und scherzte er beim Besuch mit syrischen Wortspielen. Er wird unvergessen bleiben.

Rudolf Grulich

## Von Mähren nach Kroatien

### Der Weg einer Handschrift von Welehrad nach Petrinja

Während des großserbischen Aggressionskrieges seit 1991 gegen Kroatien und seit 1992 auch gegen Bosnien sowie in den Jahren der Okkupation bis 1995 sind im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien viele Kulturgüter zerstört worden. Darunter sind auch zahlreiche Kunstwerke und Dokumente zur Geschichte der Deutschen in diesen Gebieten.

1960 fand der damalige Pfarrer der Gemeinde Petrinja in der Erzdiözese Agram, Msgr. Djuro Pukey, auf dem Boden des Pfarrhauses eine gebundene Handschrift mit 356 Blättern im Format 30,5 x 20 cm, die sich als Werk des Welehrader Zisterziensers Christian Gottfried Hirschmentzel herausstellte. Der Professor für alttestamentliche Exegese an der katholisch-theologischen Fakultät in Agram, Dr. Bonaventura Duda OFM, machte den Kirchenhistoriker Franjo Šanjek darauf aufmerksam, der im Pfarrhaus von Petrinja Einsicht in die Handschrift nehmen konnte und sie erstmals unter dem Hinweis der Behandlung kroatischer Persönlichkeiten des Mittelalters in diesem Werk in der theologischen Zeitschrift *Croatica Christiana Periodica* beschrieb.

Das Werk trägt den Titel *Sanctorale Illyricum*, also etwa *Illyrisches Heiligenbuch*. Die 356 Blätter sind zwischen einem mit Leder bezogenem Holzdeckel gebunden. Der Einband trägt auf dem Rücken die Aufschrift: *Ex operibus P. Christiani. Liber 33. Sanctorale Illyricum*. Auf dem Schlussdeckel ist außer den Buchstaben I.N.R.I. die Jahreszahl 1699 eingraviert. Ein Untertitel weist darauf hin, dass dieses Werk Leben, Wunder und Verdienste aller Heiligen aus illyrischem Stamm in drei Büchern enthält.

Unter Illyrern verstand man damals alle Slawen, denn die Handschrift behandelt im ersten Buch alle Heiligen „in Moravia, Bohemia, Silesia et Lusatia“, im zweiten Teil jene „in Pannonia, Dalmatia, Bosna, Slavonia, Serbia und Bulgaria“ und im Buch III jene „in Polonia, Lithuania, Prussia et Russia.“

Wir wissen nicht, wie dieses Werk in das Pfarrhaus nach Petrinja gelangte, aber heute wissen wir nach Jahren der Ungewissheit, dass

das wertvolle Manuskript 1991 gerettet wurde, als die Serben Petrinja besetzten und dabei auch die Kirche und das Pfarrhaus zerstörten.

Als Autor des ungedruckten Buches wird Hirschmentzel ausdrücklich genannt. Christian Gottfried Hirschmentzel gilt als „der fleißigste Schriftsteller Welehrads, der im ganzen 48 Werke des verschiedensten Inhaltes verfaßte“. Er ist am 7. Januar 1638 in Friedek im Herzogtum Teschen geboren und besuchte das Gymnasium in Brünn, nach Cerroni auch die Humanitätsklassen in Olmütz. In den Zisterzienserorden trat er im März 1656 in Welehrad ein, wo er ein Jahr darauf am 19. März 1657 die Gelübde ablegte und am 26. Juli 1659 die niederen Weihen erhielt. Als die Türken im Jahr 1663 in Mähren einfielen, floh er in das Kloster nach Plass in Böhmen und kehrte erst ein Jahr später nach Mähren zurück. Philosophie studierte er in Welehrad, Theologie und kanonisches Recht am Ordensinstitut, dem Collegium Bernardinum, in Prag. 1669 wurde er zum Priester geweiht. Im Kloster war er kurze Zeit Subprior, dann Kurat in Borschitz und Administrator des dem Stift gehörenden Gutes Bolatitz in Schlesien (bei Troppau). Auf eigenen Wunsch kehrte er ins Stift zurück, wo er als Spiritual tätig war und sich mit der Abfassung seiner Werke beschäftigte. Er starb am 26. Februar 1703.

Tecelin Halusa nennt unter den 48 Werken Hirschmentzels, von denen nur zwei in Druck gegangen sind als Nr. 38 ein *Sanctorale Illiricum Sive Sancti et Beati virtute illustres tot Slavonicis Regnis viri et mulieres. MS. fol.*, aber auch als Nr. 39 ein *Illiricum Sacrum MS. Fol.*, die sich mit dem Manuskript in Petrinja decken könnten. Hierbei könnte vielleicht Cerronis Nachlass Klarheit über die Identität der beiden oder einer der beiden Werke mit dem Band in Petrinja bringen.

Zwar hat Dudik Teile von Hirschmentzels Werk, vor allem die *Historia quadripartita zur Landesgeschichte Mährens* „für kritiklos und längst überholt erklärt“. In jüngster Zeit aber ist Hirschmentzels Bedeutung für die Erhaltung und Verbreitung der cyrillo-methodianischen Idee wieder gewürdigt worden. Für Bohumil Zlámal ist Hirschmentzel „der fruchtbarste Panegyriker, Hymniker und Historiker“ der cyrillo-methodianischen Idee auf den Barockkanzeln der böhmischen Länder. Sein Büchlein „*Vita SS. Cyrilli et Methodii, archiepiscoporum Moraviae, sive Vetus Welehrad* (Prag 1667) belebte die alte Tradition Welehrads aufs neue. [...] Man kann das Büchlein als erstes religiös-patriotisches Manifest des Prager Kreises um Pešina betrachten.“ Zlámal stellt dann fest, dass sich Hirschmentzel zeit seines Lebens Cyrill und Method widmete, doch bezieht er alle Werke auf dieses Thema, „die in Abschriften zirkulierten und reichen Predigtstoff boten“. Ein Blick auf die Titel zeigt aber, dass nur ein Teil der Werke dieses Thema behandelt. Für die Verbreitung des

Kultes der beiden Slawenapostel setzte sich Hirschmentzel mit Erfolg ein. So erreichte er es 1676 als Wirtschaftsadministrator von Bolatitz beim Olmützer Konsistorium, dass seit 1677 das Fest der heiligen Cyrill und Method, das in Mähren seit Bischof Johann von Neumarkt bzw. Johann X. für die Landespatrone Mährens begangen wurde, auch im schlesischen Anteil der Diözese Olmütz gefeiert werden durfte.

Es bleibt einer genauen Analyse des Manuskriptes in Petrinja vorbehalten, wie weit sich das *Sanctorale Illyricum* in dieses Gesamtwerk Hirschmentzels einfügt. Die beiden von Sanjek edierten Beispiele über *S. Ivan Eremita, 25. Junii A. 872* und *Budimir Dalmatiae et Croatiae Rex. 20. Aprilis, circa Annum 860* beziehen sich zumindest auf die cyrillo-methodianische Tradition bei den Kroaten. Bei diesem immer mit Rom verbundenen südslawischen Volk hat sich die glagolitische Liturgie bis ins 20. Jahrhundert erhalten. Als der spätere Kaiser Karl IV. als König von Böhmen 1348 in Prag das Slawenkloster Emaus gründete, berief er die ersten Mönche aus Kroatien.

Zur Zeit Hirschmentzels war die glagolitische Liturgie nicht nur an der Adriaküste, sondern auch im Innern verbreitet, wie J. W. Valvasor 1689 bezeugt, wenn er von „diesen Glagolitischen Littern“ schreibt, in denen „das Missale (oder Meß-Buch) gedruckt (ist), daraus die Geistlichen Messe lesen, welche Missialia Glagolitischer Schrift anjetzo zu Rom gedruckt werden; und solche braucht man noch auf diese Stunde in Crain an vielen Orten, da man die Crainische oder Slavonische Messe (will sagen die Messe in Crainisch-Slavonischer Sprache) liest.“

Es bleibt einer Darstellung der Beziehungen Böhmen und Mährens zu den katholischen Südslawen vorbehalten, Licht in das Dunkel um die Wege zu bringen, die Hirschmentzels Werk nach Kroatien brachten. Dass in Mähren die Erinnerung an die glagolitische Liturgie ebenfalls nie ausstarb, zeigen die Bemühungen um eine Wiederbelebung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dem Cyrill und Method-Jubiläum 1863, vor allem aber die bekannte *Glagolitische Messe* des mährischen Komponisten Leoš Janaček, dessen Todestag sich im nächsten Jahr zum 90. Mal jährt.

Rudolf Grulich

Bitte unterstützen Sie die Arbeit  
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!

# Ein Dichter aus dem Böhmerwald

## Zum Tod von Josef Hrubý



Ich kannte Josef Hrubý, der am 19. Juli 2017 verstorben ist, schon lange durch einzelne Gedichte im tschechischen Original und in deutschen Übertragungen. Aus dem „Slovník českých spisovatelů“, einem Lexikon tschechischer Schriftsteller, das 1982 im kanadischen Exil erschien und die von den Kommunisten unterdrückten und verschwiegenen Autoren der Zeit zwischen 1948 und 1979 vorstellte, erfuhr ich, dass

Hrubý 1932 im Böhmerwald geboren wurde, dass sein Vater Musiker war und dass er Dichter und Kunsthistoriker sei. Er hatte die Handelsakademie und die Filmakademie besucht, war Redakteur und Kulturinspektor gewesen, ehe er Direktor der Pilsener Stadtbibliothek wurde, von wo ihn die Kommunisten nach der Niederschlagung des Prager Frühlings 1970 entfernten. Es waren die Zeitschriften genannt, in denen er seine Gedichte und seine Übersetzungen aus dem Deutschen und Slowakischen veröffentlicht hatte.

Dann lernte ich ihn in Chodau bei Karlsbad im Rahmen des Projekts *Erbe und Zukunft* selber kennen. Wir saßen nebeneinander am Diskussionspodium und erzählten Zuhörern der Volkshochschule vom deutsch-tschechischen Verhältnis. Wir fuhren dann weiter über Petschau nach Marienbad und wurden Freunde. In Strakonitz und Prachatitz, Winterberg und in seinem Geburtsdorf erlebte ich ihn in den folgenden Jahren. Wir diskutierten in einem Dutzend Städten mit seinen Schriftstellerkollegen aus Böhmen und Mähren.

Wenn er seine Gedichte las oder in einem Ton, der an seine Gedichte erinnerte, über seine Kindheit und Jugend erzählte, dann wurde all das lebendig, was ich theoretisch bereits über ihn wusste: Der Böhmerwald, sein Vater als Geigenspieler, Zirkusmusikant und Prinzipal, die Schulzeit in Winterberg und die Vertreibung der dortigen deutschen Bewohner.

Ich erlebte, wie er bei seinen Lesungen die Zuhörer begeisterte, gerade die Deutschen. So kam es zur Herausgabe eines Bändchens *Aus den Augen in die Augen*. Oft konnte ich ihn bei Fahrten in Böhmen einladen, auf denen er seine Gedichte vortrug: In Pilsen im Rahmen eines sudetendeutschen Schwesternkongresses, vor Studenten aus Gießen oder in Marienbad bei der ersten Wallfahrt des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien nach dem Umzug

von Königstein nach Nidda. Hrubý war ein echter Pionier deutsch-tschechischer Verständigung und Versöhnung.

Das Gedichtbändchen *Aus den Augen in die Augen* ist noch im Haus Königstein gegen eine Spende bestellbar.

*Rudolf Grulich*

## Schlesier, Arzt und Künstler

### Zum Tode von Christof Loch

Wir hatten noch mit ihm einen Termin ausgemacht, an dem er das Bronzemodell des von ihm gestalteten Denkmals der drei *Königsteiner Kirchenväter* in unser Haus Königstein bringen wollte. Umso überraschender kam die Nachricht von seinem Tode. Unser Mitglied Dr. Loch war ein Schlesier mit Leib und Seele und nahm gerne an unseren Studienreisen und Wallfahrten teil, nicht nur nach Schlesien. Er war Arzt und Psychotherapeut, aber auch ein begnadeter Künstler, ein Talent, das er von seinem Vater geerbt hatte. Dr. Loch entwarf und verfertigte das Modell des Denkmals für Bischof Maximilian Kaller, Weihbischof Adolf Kindermann und Pater Werenfried van Straaten, das Kardinal Meisner am 1. September 2011 einweihte und auf dem Werenfriedplatz unweit der Bischof-Kaller-Straße und der Bischof-Kindermann-Straße an die große Zeit Königsteins als Zentrum und Vaterhaus der Vertriebenen erinnert. Christof Loch, der am 8. 11. 1936 in Oberglogau geboren wurde, starb am 23.07.2017 und fand auf dem Königsteiner Friedhof seine letzte Ruhestätte.

*Rudolf Grulich*

## Tag der offenen Tür im vierten Quartal

**Samstag, den 7. Oktober 2017:** „Die Prinzessin von Nidda“

Die Geschichte der Grafschaft Nidda ist bekannt. Diesmal wollen wir die Prinzessinnen von Nidda vorstellen, von denen eine in Rom ihr Grab auf dem deutschen Friedhof Campo Santo beim Petersdom hat.

**Samstag, den 11. November 2017:** „Der Anteil der Juden an der deutschen Kultur unserer Heimat.“

Wir wissen viel über Kafka und den Prager Kreis, aber der Anteil der Juden an der deutschen Kultur in Mähren und Schlesien ist ebenso bedeutend. Darüber wird der neue Vorstand des Jüdischen Museums in Nidda informieren, auch über den Mährer Johannes Österreicher und seine Arbeit für den jüdisch-christlichen Dialog.

Beginn: **14.00 Uhr** in 63667 Geiß-Nidda, Zum Sportfeld 14

# Wurzeln und Wege.

## Ein Buch zur 1200-Jahrfeier zeigt die Einbettung Niddas in die Weltkirche.

**M**it dem Titel *Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda* erschien zur 1200-Jahrfeier der Stadt Nidda die erweiterte, völlig überarbeitete Ausgabe des 2003 erstmals erschienenen Buches von Arnold Spruck, *Wurzeln und Wege*, welches als „Niddaer Geschichtsblatt Nummer 8/2003“ herausgegeben worden war. Die Neuausgabe gibt einen aufschlussreichen Überblick nicht nur über Nidda, sondern von ganz Oberhessen.

Der Autor beschreibt die Geschichte Niddas und der gleichnamigen Grafschaft. Hervorzuheben sind viele Kapitel, vor allem die Kapitel über die Nachkriegszeit, denn die kleine Diaspora-Pfarrgemeinde veränderte sich durch die vertriebenen Sudetendeutschen, die in der Gemeinde aufgenommen wurden, ganz gewaltig. Bischof Volk von Mainz, der in der schweren Kriegszeit Pfarrer in Nidda war, erlebte, wie seit 1946 die kleine Diasporapfarrei Nidda durch die vertriebenen Sudetendeutschen so wuchs, dass ein neuer Kirchenbau notwendig wurde und in der Umgebung neue Pfarreien entstanden. Der Autor berichtet auch, dass der erste Kapellenwagen der Ostpriesterhilfe aus Königstein als „fahrende Kirche“ von Nidda aus startete.

Dieses Buch ist mehr als eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda. Spruck vermittelt Geschichte und Kirchengeschichte durch die Jahrhunderte, in die er die Geschehnisse in Nidda einbettet. Das hochinteressante, leichtverständliche Werk ist lebendig geschrieben und mit originellen Überschriften der einzelnen Kapitel versehen.

Sehr früh hatte sich Spruck mit der Geschichte Niddas beschäftigt und gehofft, bis zur 1200-Jahrfeier Niddas sein neues Werk vorlegen zu können. Leider nahm ihm der Tod buchstäblich die Feder aus der Hand. Doch seine Freunde, Manfred Wollner und Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl, versprachen ihm die Herausgabe des Buches zu ermöglichen. So konnte das Buch doch noch rechtzeitig zum Jubiläum der Stadt Nidda erscheinen.

Viel Neues und Vergessenes erwähnt Spruck und führt den Leser durch die Geschichte und Kirchengeschichte. Von Geiß-Nidda weiß Spruck zu berichten, dass dies ein Wallfahrtsort gewesen war. Auch Hirzenhain war mal ein Wallfahrtsort, wohin Wallfahrer aus Frankfurt und Nürnberg kamen. Der Leser erfährt viele Details aus der Geschichte Oberhessens, denn aus Nidda stammten Konzilstheologen, in Nidda waren spätere Kardinäle als Seelsorger tätig und eine Gräfin von Nidda starb sogar als Prinzessin in Rom.

*Angelika Steinhauer*

# Unser Bücherangebot

## Neu:

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege**“. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten. EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

## Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

**Nidda-New York-Eger**. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

**Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich**, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

## Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, „**Dort auch bist ja Du mir nahe**“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche. „**Wohin soll ich mich wenden?**“ **Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**. 2017, 192 Seiten. EUR 9,80.